

Joachim F. Schroeder-Hohenwarth

Piranhas und Caipirinhas

– amazonische Reflexionen



Joachim F. Schroeder-Hohenwarth

Piranhas und Caipirinhas

– amazonische Reflexionen

Joachim F. Schroeder-Hohenwarth
Piranhas und Caipirinhas
– amazonische Reflexionen
© 2013 Joachim F. Schroeder-Hohenwarth
Umschlagfoto: Mark Globe (CC BY 2.0)

www.schroeder-hohenwarth.com

*„A country is made
of men and books“.*
Monteiro Lobato

1. Tag

Hamburg-Dammtor. Der Augenblick des Abschieds. Eine letzte Umarmung, ein allerletzter Kuss und beim Blick zurück der bleibende Eindruck von Ednas zarter Erscheinung unter kahlen, noch winterlichen Bäumen - dann Abschied. Zum Glück keiner für immer. Nur für drei lächerlich kurze Wochen. Aber warum muss ich die ganze Zeit an ‚Das Herz der Finsternis‘ denken? Es schneit. Ruhig und stetig. Die Uhr vor der Hamburger Universität zeigt unverdrossen den rasend wachsenden Schuldenstand der Freien und Hansestadt Hamburg. Kümmerst es irgendjemanden? Das ist die Art, wie wir heute mit einer finanzpolitischen Sünde umgehen, die das Gemeinwesen verdirbt: Zahlen zeigen mit irrsinnig vielen Nullen.

Hohe Schichtbewölkung unterwegs. Dann und wann ein scheues Blau. Der Schnee ist ein Feld... Später, hinter Hannover, grüne Wintersaat auf den Feldern und ein Hauch von Frühling in der Luft.

Ich lese unterwegs im ICE das Interview mit Schirmmacher im ‚Spiegel‘. Ein scharfsinniger Beobachter und Analytiker! Er wurde, wie er sagt, abgrundtief skeptisch, als die Finanzmärkte keinerlei Anstalten machten, sich neu zu orientieren. Von Reue keine Spur. Wir leben in säkularen Zeiten. Das Interview geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Wir treffen uns bei vielen seiner Gedanken. Ich frage mich nur, ob das digitale Zeitalter ein Epilog auf das Bestehende ist oder ein Prolog auf das Kommende. Diese Frage lässt Schirmmacher offen, obwohl ich das Gefühl habe, dass er die digitale Welt als ein neues Zeitalter versteht. Die uralte Parabel vom ‚Zauberlehrling‘ fällt mir dazu ein. Wer die Beschwörungsformel vergisst, hinterlässt eine Welt, die sozusagen in eine ‚ontische‘ Instabilität gerät.

2. Tag

Landung in Sao Paulo. Es ist kurz vor 5 Uhr morgens. Nach einigem Suchen und Fragen habe ich endlich im Terminal 1 das Abflug-Gate 4A nach Lima/Peru gefunden. Brasilien hat einen fremdartigen und, wie ich finde, typischen Geruch. Viel mehr kann ich bisher nicht entdecken. Der Flughafen ‚schläft‘ noch, er wirkt auf mich wie eine verlassene Raumstation. Ich bin gespannt, was der Tag noch bringen wird. Was mir aber jetzt schon auffällt, ist die unglaubliche, beinahe orgiastische Vielfalt von Gesichtern, Hautfarben und Kulturen in diesem Land. Das afrikanische Element scheint aus den Gesichtern der Brasilianer allmählich zu verschwinden, um den Milliarden unterschiedlichen Gesichtern der Menschheit noch nie gesehene neue hinzuzufügen. Das ist kein rassistischer Blick auf die Welt, sondern die Wahrnehmung einer genetischen Kräfteverschiebung in diesem Land.

Als wir später zur Runway rollen, fällt mir draußen die ockerrote Erde neben der Rollbahn auf, die mich an Bauxitvorkommen erinnert. In der Ferne steht wie eine dunkle Wand ein dichter Galeriewald. ‚Afrikanische‘ Bilder tauchen vor meinem inneren Auge auf. Am Himmel formen sich dramatische Wolkentürme wie sie jetzt für die Regenzeit mit ihren überfallartigen Regengüssen typisch sind.

Lange Zeit flogen wir nach Norden und drehten dann plötzlich nach Westen ab über schneebedeckte Andengipfel mit ihren zahlreichen erloschenen Vulkankegeln. Ich hatte mir die Anden immer wie unsere Alpen vorgestellt, nur viel höher und natürlich schroffer. Aber das war ganz falsch: Im Vergleich zu den über sechstausend Kilometer langen Anden sind unsere Alpen nur ein ‚Wurmfortsatz‘. Deswegen wirken sie im Vergleich auch so zusammengepresst. Die Anden, hingegen, wirken von oben viel weiter auseinandergezogen. Schneeglänzende Gipfel wechseln sich ab mit weiten, kahlen Hochebenen, dunkelblau leuchtenden Bergseen und tiefen, bewaldeten Schluchten. Ich bekam eine erste Ahnung von der weltabgewandten, lebensfeindlichen ‚Architektur‘ dieser Landschaft. Über allem leuchtete ein strahlender Lichtdom in tiefem Azur. Das gleißende Licht kann man nur mit einer Sonnenbrille ertragen. Ich erinnerte mich, dass es diese intensive Strahlkraft des Lichts auch in der Atacama-Wüste weiter unten im Süden gibt.

Kurz vor der peruanischen Hauptstadt zog am Himmel vor uns mit einem Mal ein Dunstschleier auf, der wie der Vorbote eines plötzlichen Unwetters wirkte, so dass der Pilot im Instrumentenflug zur Landung ansetzen musste. Erst später erfuhr ich, dass der kalte Humboldtstrom den Pazifik hier oben im Norden des südamerikanischen Kontinents selten über 20° erwärmt. Im Vergleich zur tropisch heißen Ostküste Brasiliens eine andere Welt. Das Phänomen kennen wir als Seenebel. Warme Luftmassen stoßen mit der deutlich kälteren Wassertemperatur zusammen und kondensieren.

Während der Fahrt zu unserem Hotel wurde ich wieder daran erinnert, dass der Lebensstil und das Wirtschaftsmodell der Gringos diesem Kontinent schon seit undenklichen Zeiten ihren Stempel aufdrücken. Dieselben talmihaft glitzernden Fassaden wie überall, wo der schöne Schein nur eine Illusion von

Glamour vortäuschen soll. Nach dem Motto: Im Dschungel kann nicht jeder überleben. Wer dem sozialdarwinistischen Wertekonsens nicht folgen kann oder will, hat eben Pech gehabt. Den spuckt das System im hohen Bogen wieder aus, denn bekanntlich duldet der Kapitalismus keine anderen Götter neben sich. Ich frage mich, ob sich die Welt diese soziokulturell destruktive Haltung noch lange gefallen lässt? Die globale Schuldenkrise könnte sich als das erste Knacken im Gebälk der internationalen Finanzarchitektur herausstellen.

Geradezu rührend bei soviel gesichtsloser Business-Kulisse nehmen sich die bewässerten Grünanlagen im Zentrum von Lima aus, die mir während der Fahrt zum Hotel auffallen und die die Stadtväter ihrer Stadt ‚geschenkt‘ haben, um das Stadtbild zu verschönern. Dabei helfen sie mir nur dabei, den Fassadenkitsch einer von Hollywood entlehnten Dramaturgie der Banalisierung etwas länger zu ertragen. Andererseits ahnen wir, dass das unverfälschte, das wahre Leben stärker ist als die Machenschaften von Spekulanten und Ausbeutern. Das homerische Gelächter geht dem Aufstand der Massen stets voraus.

Helmut Schmidt sprach in diesem Zusammenhang vage vom Vorabend einer Revolution. Er könnte das Rumoren in der Tiefe der Gesellschaft – und nicht nur der deutschen - gemeint haben, das besonders seit der Finanzkrise die Befürchtungen und Vorstellungen von Leuten beherrscht, die mit geübterem Blick auf die Welt schauen. Was ist eine Cassandra gegen die parteiübergreifende Beschwichtigungsrhetorik unserer Tage?!

3. Tag

Am frühen Morgen um 05:45 Uhr wurden alle geweckt. Das Frühstück, eine Mischung aus lokaler Küche und ‚Continental Breakfast‘, war gut und reichhaltig. Mein Appetit hielt sich allerdings wegen der frühen Stunde in Grenzen. Überhaupt – das Hotel, in dem wir untergebracht waren, unterschied sich sehr vorteilhaft von den meist verspiegelten, aber gesichtslosen Glasfassaden ausländischer Hotelketten in der näheren Umgebung. Der Expeditionsleiter meinte, es sei noch eines der wenigen Originalgebäude aus der Kolonialzeit – also sozusagen geadelt durch die Geschichte. Dazu nahe am Meer gelegen im Prominentenvorort ‚Mira Sol‘. Den abgeschirmten Innenhof fand ich besonders schön. Er erinnerte mich an alte spanische Adelspaläste oder die schattigen Kreuzgänge von Kirchen und Klöstern. Für heute stand die alte Inka-Hauptstadt Cuzco auf dem Programm.

Die Landung in Cuzco verlief problemlos. Trotzdem ist der Landeanflug wegen der langen, schmalen Hochtäler in diesem Teil des Landes alles andere als ungefährlich. Die ehemalige Inka-Metropole liegt auf einer Höhe von 3.300m. Längst haben der Einzelhandel und die Werbung begriffen, dass das Attribut ‚Inka‘ für das geschäftliche Treiben wie eine Art Turbo wirkt. Es gibt ‚Inka-Cash‘, ‚Inka-Pharma‘, ‚Inka-Immobilien‘, ‚Inka-Cola‘ usw. Rückblickend muss ich sagen, dass die Lage unseres Hotels in Lima hervorragend gewählt war. Die Straßen in der Nähe des Pazifiks wirkten wie frisch gefegt und das Gras der bewässerten Mittelstreifen leuchtete an diesem Morgen in einem fast magischen Grün. Deutsche Ordnungs- und Hygienerituale fielen mir dazu ein. Halb selbstbeachtig, halb selbstironisch.

Später, im Zentrum von Cuzco, konnte man beinahe an jeder Straßenecke körperlich spüren, dass sich das Land mit seinem Bevölkerungsgemisch aus Nachkommen der Inka und Spanier (Mestizen) immer noch fest im Griff der katholischen Kirche befindet. Einer Kirche, deren auftrumpfende Macht sich seit dem 16. Jahrhundert kaum geändert hat. Die ‚Plaza de Armas‘, der Waffenplatz, wird von zwei prächtigen Gotteshäusern – eins davon ein Dominikanerkloster – beherrscht, das sich – welche Hybris! – die Fundamente des einstigen Sonnentempels der Inka einverleibt hat und sozusagen im Stein gewordenen Gestus des Triumphs auf den Trümmern einer besiegten und untergegangenen Kultur errichtet wurde. Die weitläufigen Außenmauern des Sonnentempels lassen erahnen, was die alte Inka-Kultur vor der Eroberung durch die Spanier zu erbauen in der Lage war. In Europa hat die katholische Kirche ihre Herrscher-Pose längst verloren. Hier ist es der moderne Unglaube, der die Kirche seine autoritäre Macht spüren lässt. Etwas außerhalb von Cuzco besuchten wir zwei ehemalige Kultstätten der Inka, deren zyklische Steinmauern mich an die Erbauer von Mykene und Tiryns erinnerten. Die monolithischen Opfersteine einer alten Begräbnisstätte für den Hofstaat der Inka riefen in mir Bilder wach von den frühen Nil-Dynastien der Ägypter. Kann es sein, dass Menschen, obwohl durch Kontinente voneinander getrennt, doch fast die gleichen Entwicklungsstufen durchlaufen? Manchmal synchron, meistens jedoch zeitlich versetzt. Ist dieser innere Bauplan des Menschen das, was man das kollektive Bewusstsein der Menschheit nennt? Dann hätte die Geschichte ein Ziel.

Abends ein gemütliches Abendessen in peruanischem Ambiente mit landestypischer Spezialität: Gegrillte Meerschweinchen! Ich habe dankend abgelehnt, dafür aber den gebratenen Kopf mit den deutlich hervorgetretenen Nagezähnen mit der Kamera festgehalten. Als kleine Erinnerung an ein schier unerschöpfliches Reservoir der Fremdheit.

An diesem Tag hatte es nur ein paar Minuten geregnet und zwar ausgerechnet in dem Augenblick, als wir einen ‚Wassertempel‘ der Inka auf einer Höhe von 3.800 m besichtigten. Wasser zu Wasser, Erde zu Erde... Ihre Abhängigkeit von frischem Wasser beschworen die Inka jedes Jahr aufs Neue an solchen spirituellen Orten. Ruven, einer unserer Tour-Guides, borgte mir seinen gelben Plastik-Poncho, nachdem ich mit Schrecken entdeckt hatte, dass ich meine neue, atmungsaktive Regenjacke irgendwo liegengelassen hatte, - oder sie mir auf anderem Wege abhanden gekommen war. Der Verlust fühlt sich fast wie ein körperlicher Schmerz an. Wie konnte das nur passieren, fragte ich mich immer wieder?

Es ist jetzt 20:15 Uhr, ich lösche jetzt meine Stirnlampe. Morgen ist Wecken um 05:30 Uhr, danach Abfahrt um 06:50 Uhr nach Machu Picchu.

4. Tag

Wecken bei Dunkelheit. Danach ein kurzes, trockenes Frühstück. Der Bus wartete schon vor dem Hotel. Während der Fahrt zum ersten Etappenziel Poroy, - einem kleinen, vergessenen Ort in den peruanischen Anden, aber einer Art Sammelstelle für Touristenbusse, - begann es zu regnen. Diesmal schien nicht nach wenigen Minuten wieder die Sonne. Stattdessen regnete es sich ein. Der Wind drückte die Regenwolken immer tiefer ins Tal. Es hatte den Anschein als krallten sie sich verzweifelt an den Berghängen fest. Der Platz vor dem Bahnhofsgebäude hatte sich inzwischen in ein lehmiges, glitschiges Schlammfeld verwandelt. Wir stiegen hier um in zwei andere Busse und waren froh, als wir wieder Asphalt unter den Rädern hatten.

Etwa 2 Stunden war der Bus unterwegs zur berühmten Bahnstation Cuzco – Machu Picchu. Neben den Gleisen rauschte der von heftigen Regenfällen angeschwollene Urubamba. Die Betreiber des ‚Orient Express‘ hatten einen ihrer Luxuszüge nach dem Entdecker von Machu Picchu – dem Yale-Professor Hiram Bingham - benannt. Sein Name prangt auf einem der Waggons gegenüber unserem Gleis in goldenen Lettern auf dunkelblau lackiertem Grund. Später sollte ich erfahren, dass Machu Picchu eigentlich von einem Deutschen, nämlich August Berns, entdeckt worden war, der dieses Wunder in den Bergen der Anden bereits 1867, also 44 Jahre vor Bingham zum ersten Mal betreten hatte. Ich musste daran denken, dass eine gezielte PR im Zweifelsfall nicht nur die Realität, sondern auch die Wahrheit manipulieren kann. Im Mutterland der Werbung hätte man eine solch banale Erkenntnis mit dem typisch überlegenen Lächeln der Wissenden quittiert ...

Nach etwa einer Stunde Eisenbahnfahrt begann sich das Urubamba-Tal plötzlich zu verengen. Die Lokomotive schlängelte sich keuchend an riesigen, rötlichbraunen Gebirgswänden entlang, die immer schroffer und unnahbarer wurden. Auch die Vegetation hatte sich mittlerweile gänzlich geändert. Das üppige Grün aus Gras, Büschen, Blumen und Bäumen ging beinahe unbemerkt über in einen subtropischen Urwald. Leuchtend rote Bromelien ‚nisteten‘ auf moosüberwachsenen Ästen, Avocado-Plantagen an extremen Steilhängen wechselten sich ab mit Kaffeesträuchern und Ananasfeldern. Der Himmel riss nach kurzer Zeit auf und verwandelte diese ungeheure Vielfalt an Pflanzen und Farben in einen einzigen Garten Eden.

Alte Steinwälle der Inka tauchten auf der gegenüberliegenden Flussseite auf. Der azurblaue Himmel und eine Herde dicker Wattewolken ließen uns hoffen, Machu Picchu im Sonnenschein zu erleben. Von dem Dorf gleichen Namens unten im Tal geht es mit Bussen zunächst bis auf eine Höhe von ca. 2.300 m. Oben angekommen, steigen wir zu Fuß schwitzend und ziemlich schnell außer Atem auf uralten Steintreppen durch dichte, feuchte Bergwälder mit sprudelnden Wasserquellen, die hier überall aus den Berghängen treten und sich wie Miniwasserfälle auf den Steinpfad, auf dem wir gehen, ergießen. Plötzlich und vollkommen unerwartet stehen wir vor einer Kulisse, die mir den Atem verschlägt. Wie eine gewaltige Naturbühne breitet sich unter mir der Jahrhunderte lang vergessene Zufluchtsort der Inka aus. Stille, kein menschlicher Laut nirgends. Ein unfassbar erhabener Ort, himmelwärts gebaut

und ‚bewacht‘ von drei kegelförmigen Bergriesen, deren unterschiedliche Gipfformen der Physiognomie menschlicher Gesichter zu ähneln scheinen. Ich erinnere mich an die fast sakrale Schönheit der Sahara, die ich seit meinen zwei Durchquerungen im Herzen trage und deretwegen ich zu dieser Reise aufgebrochen bin: Um die Stille und Weite der Wüste gegen das geradezu inbrünstige Wachstum der Dschungelflora und -fauna zu tauschen. Was ich sehe, ruft alte Bilder und Erinnerungen wach, die ich seit damals in mir trage. Mir fallen Zeilen eines Schiller-Gedichts ein: ‚Unter demselben Blau, über dem nämlichen Grün wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns!‘ Tatsächlich – die Sonne Atahualpas, des letzten Inka-Herrschers, lächelt auch uns! Hier oben weht ein weicher, warmer Wind, die Landschaft leuchtet im satten Grün und es ist um die 30° warm. Guanacos grasen friedlich auf den Grasflächen außerhalb der alten Inka-Stadt. Später erzählt uns unser Reiseführer, dass es am Vortag unentwegt geregnet habe und dass die Besucher keine Fotos machen konnten, weil Machu Picchu die ganze Zeit in dichte Wolkennebel gehüllt war. Was haben wir dagegen für ein Glück!

Nach etwa 2 Stunden ziehen von Norden her dunkle Regenwolken auf. Erst regnet es leicht, besser: es nieselt. Nach 10 Minuten ist der Regen wieder vorbei und die Sonne lugt schon wieder durch die Wolkendecke. Später, als wir in der Talstation ankommen, schüttet es aus Kübeln. Wir flüchten in eine Art Trattoria und nehmen das Abendessen schon nachmittags ein. Um halb fünf machen wir uns fertig für die Fahrt zurück. Der Regen hat aufgehört. Nur die Erde links und rechts neben der Straße ist mit Pfützen übersät. Unsere zwei Kleinbusse warten schon auf uns mit laufenden Motoren. Fahrtdauer zurück nach Cuzco ca. 4 Stunden. Nur diesmal fast die ganze Strecke bei Dunkelheit.

Als wir wieder ‚on the road‘ sind, wandern meine Gedanken zurück zu den grauen Steinhäusern von Machu Picchu und ich bin dankbar, dass ich diesen magischen Ort mit eigenen Augen sehen und erleben konnte. Der deutsche Kaufmann August Berns, der die vergessene Stadt in den Anden schon 1867 bei Rodungsarbeiten lange vor Hiram Bingham als Erster betreten hat, hat über die genaue Lage der Inka-Anlage sein Leben lang geschwiegen, offenbar um seine örtlichen Handelsbeziehungen durch den mit der Entdeckung unweigerlich einsetzenden Rummel nicht zu gefährden. Als der amerikanische Archäologie-Professor Hiram Bingham am 24. Juli 1911 Machu Picchu entdeckte, soll er sämtliche Artefakte, die er in der verlassenen Anlage noch vorfand, - vor allem die Gold- und Silbergegenstände, - heimlich nach Amerika geschafft haben, wo sie noch heute im Museum der Yale-Universität zu besichtigen sind. Bingham hat mit der Entdeckung von Machu Picchu und der Überführung des Schatzes in die USA seinem Land einen großen Dienst erwiesen. Besonders vermutlich den Verwertungsspezialisten in Politik und Finanzindustrie. Die Inka sahen im Gold nur ein Sinnbild für ihren Sonnengott. Vom Geschäft mit dem Gold waren sie Lichtjahre weit entfernt und bezahlten diese Ahnungslosigkeit gegenüber der Goldgier ihrer Feinde mit dem Untergang ihrer Kultur. Wenn man die imperialen Prachtbauten der neuen katholischen Herrscher betrachtet, verwundert es, dass die Kirche, die sich doch dem Gebot der Nächstenliebe verbunden fühlt, so wenig für die Verbesserung der Lebensumstände der einheimischen Bevölkerung getan hat, über die sie seit

Jahrhunderten herrscht. In dieser armen Weltregion fällt auf, dass die Kirche zwar jedem ihrer ‚Schäfchen‘ einen Platz im Jenseits warmzuhalten bestrebt ist, aber so auffallend wenig für die Ängste und Nöte ihrer Glaubensbrüder im Hier und Jetzt übrig hat. Es wird sich eines Tages zeigen, dass dies eine Sünde war. Wie groß und ob sie je vergeben werden kann, weiß nur Gott allein.

5. Tag

Wecken um 05:30 Uhr. Es scheint, als ob diese ungemütliche Tageszeit zur täglichen Norm wird. Wir fahren in zwei Toyota HICAM Kleinbussen. Gegen Abend wollen wir ein kleines Kaff in der Nähe der peruanisch/bolivianischen Grenze erreichen. Es sollte eine Tortur von 11 Stunden werden, bis wir endlich in dem Ort mit dem vielsagenden Namen ‚Patria‘ ankommen. In den ersten fünf Stunden sind wir nur bergauf gefahren. Schließlich erreichen wir den Gebirgskamm auf einer angezeigten Höhe von 4.800 m, halten kurz, um zu fotografieren und machen uns dann mit den Fahrzeugen auf den langen, beschwerlichen Weg bergab. Eine befestigte Straße gibt es nicht, eher so etwas wie eine Geröll- und Schotterpiste. Aber mitunter ist sogar die von reißenden Wasserfällen weggerissen worden und kaum mehr passierbar. Unsere Fahrer müssen riskante Manöver fahren, um heil ans andere Ufer zu gelangen. Unser Reiseziel soll nur auf einer Höhe von 765 m liegen... Wie tröstlich. Der Unterschied in der Vegetation beeindruckt mich am meisten. Eben noch weite, menschenleere Hochtäler, durch die ein eisiger Wind pfeift, belebt nur von zwei oder drei Guanaco-Herden, die uns aber kaum beachten. Jetzt endlich der geheimnisvolle, undurchdringliche Urwald, über den ich mir im Laufe der Jahre immer neue Vorstellungen gemacht habe. Die fünfstündige, beschwerliche Abfahrt durch den peruanischen Regenwald hat mir wieder einmal die Unbezwingbarkeit der Natur vor Augen geführt.

Wegen der Regenzeit fallen hunderte von unterschiedlich kräftigen Wasserfällen aus den Steilhängen des Bergurwalds und reißen mitunter ganze Pistenabschnitte mit sich fort. Wir kämpfen uns im Schrittempo vorwärts. Über 50 Bergrutsche und Steinschläge habe ich unterwegs gezählt und dann einfach das Zählen aufgegeben. Nach mitteleuropäischen Maßstäben ist das Reiserisiko hoch, aber ausnahmsweise befinden wir uns wohl außerhalb dieses Risikos. Als wir schließlich abends total erschöpft und ordentlich durchgeschüttelt von der Fahrt ‚durchs wilde Peru‘ unser Tagesziel erreichen – ohne Reifenpanne und ohne Achsenbruch – können wir zu allem Überfluss nicht einschlafen, weil ausgerechnet an diesem Abend ein Dorffest stattfindet, das die nähere und fernere Umgebung mit weithin dröhnender Rockmusik beschallt. Der Urwald hallt wider von den tiefen Bässen, was die Affen, wenn es denn welche gegeben haben sollte, ganz schön durcheinander gebracht haben dürfte...

Eine kleine Bemerkung am Rande – durchaus selbstkritisch gemeint: Das Hotel – es selbst nannte sich noch großspuriger ‚Resort‘ – war aus meiner Sicht die allerletzte Bretterbude, die sich ein krankes Hirn ausdenken kann. Ein muffiger Ort, verwandt im tierischen Sinne und ohne Licht und fließend Wasser.

Ein Ort förmlich wie geschaffen für Reue und inneren Einkehr! Aus unerklärlichen Gründen gab es dann aber auf einmal sowohl Licht als auch Wasser. War das nun Rücksichtnahme auf ein paar verschmutzte und verschwitzte Gringos, oder ein Wunder mitten im peruanischen Urwald? Nach einer Stunde war der Spuk aber auch schon wieder vorbei. Wer sich gleich in seinen Verschlagen begeben hatte, um so etwas wie Körperpflege zu probieren, konnte immerhin duschen. Die anderen, die sich magisch vom Dorffest angezogen fühlten, mussten auf Licht und Wasser leider dauerhaft verzichten.

Dafür hatte sie der Alkoholkonsum allerdings bereits milde gestimmt, als sie frühmorgens schwankend und von wohligen Schwingungen im Kopf begleitet, ihr Kabuff im Dunkeln endlich gefunden hatten. Ich schwor mir an diesem Abend, niemals wieder in meinem Leben in einem solchen ‚Hotel‘ zu logieren. Zu allem Ungemach hatte ich mir am 5. Tag der Reise ‚Montezumas Rache‘ zugezogen und war daher auf Klo, Dusche oder fließend Wasser dringend angewiesen!!! Zum Glück wirkten Timmys Tabletten (Timmy ist Arzt und nebenbei mein Sohn) wahre Wunder.

6. Tag

Diesmal brachen wir erst gegen 09:30 Uhr auf. Unser Reiseführer war eine Weile sogar unauffindbar. Später erschien er mit verschwiemelm Gesicht und immer noch etwas unsicher auf den Beinen... Gemeinsam durchstreiften wir zunächst die trostlose Dorfidylle als gäbe es hier eine bedeutende kulturelle Hinterlassenschaft der Indianer zu entdecken. Es herrschte eine Stimmung wie bei dem Film ‚High Noon‘. Außer ein paar Hühnern, die im Bordstein nach Würmern und Insekten pickten, wirkten die Straßen wie ausgestorben. Hinter der vorgehaltenen Hand flüsterte jemand, die Bevölkerung hier sei ausnahmslos tief in illegale Machenschaften wie Drogenhandel und Holzraub verwickelt. Tatsächlich sahen wir später in einer ruhigen Nebengasse einen riesigen Tieflader, auf dem sich die Holzdiebe abmühten, ihre illegale Fracht zu verladen.

Unterwegs mit den Fahrzeugen hielten wir bei einer privaten Orchideen-Station und bestaunten Pflanzen, die ich vorher noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Zwei Stunden später hielten wir an einer Aussichtsplattform, von wo aus wir unser Tagesziel, Atalaya, am Rio Madre de Dios bereits von weitem sehen konnten.

Dort angekommen, wurde das Gepäck nach einer kurzen Siesta auf zwei schnelle, schlanke außenbordgetriebene Boot verladen – und ab ging die Post. Der Rio Madre de Dios ist einer der großen Zuflüsse des Amazonas. Gegen Nachmittag erreichten wir ein Indianerdorf, das als nicht mehr ‚wild‘ eingestuft war, weil es bereits sporadischen Kontakt mit der Zivilisation hatte. Wir durchstreiften mit der gebotenen Zurückhaltung die Gegend und wunderten uns wie man in solch primitiven Unterkünften ohne Licht und fließend Wasser sicher vor dem Getier des Dschungels sein konnte, und stießen schließlich auf ein großes, schilfbedecktes Versammlungshaus auf Stelzen. Die indianischen Bewohner beobachteten uns aus der Distanz mit offener Ablehnung.

Abends, an unserem Etappenziel, - einer Art Dschungelcamp, - nahmen wir bei Kerzenschein das von den zwei uns begleitenden Köchen zubereitete Abendessen ein. Das romantische Ambiente wurde lediglich durch Myriaden von Mücken gestört, die sich auf uns stürzten. Trotz reichlichem Gebrauch einschlägig bekannter Anti-Insektensprays. Meine Magen-/Darmprobleme klingen durch die gute Medizin (Tannacomp-Tabletten) langsam ab. Nach dem Essen verabschiedete sich jeder rasch in seine ‚Koje‘- ein Faltpfand mit Moskitonetz. Zum ersten Mal seit Antritt der Reise schlief ich die Nacht durch, traumlos und wie betäubt.

Die totale Erschöpfung, der ich diesen Schlaf verdankte, kam vom Aufstieg zu einem tief im Dschungel wachsenden riesigen Mammutbaum kurz vor dem Abendessen. Wir bestiegen den Berg beinahe im Dauerlauf, so kam es mir jedenfalls vor. Der Aufstieg im feuchtheißen Klima auf glitschigem Grund und danach der Abstieg verlangten mir wirklich alles ab. Die Gewaltmärsche und Spezialübungen bei der Bundeswehr haben mich nie an meine Leistungsgrenze gebracht, aber hier habe ich zum ersten Mal gefühlt, dass meine Kräfte begrenzt sind. Gleichzeitig mit dieser Erfahrung habe ich mein

wirkliches Alter gefühlt. Das war eine Mischung aus Scham und Schock. Bisher war ich immer der Meinung gewesen, eine gleichbleibend hohe Kondition abrufen zu können. Das stellte sich als Irrtum heraus. Ich habe daraufhin für mich entschieden, in Zukunft mehr auf mein Alter zu achten und keine derart strapaziösen Reisen mehr zu machen. Vielleicht war das die zentrale Erkenntnis dieser Reise?

In der Morgendämmerung stand ich auf und pinkelte trotzig in das zirpende Halbdunkel. Kurze Zeit später ertönte der Weckruf. Aufbruch um 06:00 Uhr ohne Frühstück. „In die Boote!“ lautete die Losung, für mich klang sie wie: Auf zu neuen Ufern!

7. Tag

Mit kurzen Unterbrechungen führen wir heute praktisch den ganzen Tag auf dem Rio Madre. Zu beiden Seiten des Flusses versperren dichte, dunkle Galeriewälder den Blick. Wegen der Regenzeit führt der Fluss vier- bis fünfmal so viel Wasser wie während der Trockenzeit. An manchen Stellen schätze ich seine Breite auf knapp einen Kilometer. Einmal sahen wir auf einer langen, schmalen Sandbank Löffelreihler und wenig später eine Rote Wasserschweine, die aussehen wie überdimensionale Meerschweinchen. Die Farbe des Wassers ist bleich wie der Himmel. Für Boote wie unsere hält der Fluss zahlreiche gefährliche Überraschungen bereit wie plötzlich auftauchende Stromschnellen, Untiefen und sperrige Hindernisse, z. B. ins Wasser gestürzte Baumriesen oder dicht unter der Wasseroberfläche lauernde Sand- oder Kieselbänke. Ein ausgiebiges Bad in heißen Quellen mitten im Dschungel war eine sehr willkommene Erfrischung und animierte irgendjemanden zu dem Song ‚Die Wanne ist voll‘, als er uns im seichten Wasser liegen sah.

Gegen 17:00 Uhr erreichten wir unser Tagesziel, Boca Manu, ebenfalls ein Indianerdorf mit einem Übernachtungsangebot für Amazonas-Reisende, das sich kein Mensch aus unseren heimischen Breitengraden selbst in seiner wildesten Phantasie vorstellen kann. Ich nutzte das Tageslicht, um mich zu duschen und dabei auch gleich meine Haare zu waschen, um eine schmerzende Wunde am Kopf zu säubern, die ich mir am Vortag beim Aufstieg zum Mammutbaum bei diversen Ausrutschern und kleineren Stürzen zugezogen hatte. Ich war mir nicht sicher, wie ich die Wunde behandeln sollte: desinfizieren oder einfach auf die heilenden Kräfte der Natur vertrauen? Schließlich entschied ich mich für letzteres. Aber immerhin hatte ich die Wunde unter der Dusche von Erde und kleineren Holzsplittern gereinigt. Düstere Ahnungen von Ungeziefer, Krankheitskeime übertragenden Moskitos und lebensgefährlichen Blutvergiftungen begleiteten mich in den Schlaf. In Boca Manu waren wir bei Regen angekommen, der schon eingesetzt hatte, als wir noch auf dem Wasser waren. Der Horizont verdunkelte sich tiefblau, doch bevor das Unwetter einsetzte, schwebte uns aus einiger Entfernung ein dichter Vorhang aus stäubendem Regenwasser entgegen. Das war für uns das Signal, unverzüglich die Regenjacken und Ponchos anzuziehen. Keine zwei Minuten später prasselte ein wahrer Wolkenbruch auf uns herab und die Lufttemperatur kühlte merklich ab. Ich beobachtete fasziniert das Schlachtfeld am Himmel. Die Wolkengebirge zu dieser Jahreszeit sind wirklich spektakulär.

8. Tag

Den 3. Tag auf dem Rio Madre. Wieder Wecken um 06:30 Uhr. In die Erleichterung, die unvorstellbar primitive Hotelhygiene unter dem Moskitonetz unbeschadet überstanden zu haben, mischte sich die Neugier auf neue Entdeckungen. Zunächst brachten wir, - wie an jedem der letzten Tage, - unser Gepäck wieder auf die Schiffe. Dann tuckerten wir langsam flussabwärts zu einer Stelle, von wo aus man die besondere Vegetation des Regenwaldes gut studieren konnte. Über uns im Dickicht der Baumkronen kreischende Aras, leuchtend rote oder blaue Papageien, die man aber leider nur selten zu Gesicht bekam. Vor allem auf versteckt im Dschungel wachsende Obst- und Heilbäume hatte es unser Tour-Guide abgesehen. Beim Weg immer tiefer in den Urwald passierten wir ein kleines verlassenes Lager von Einheimischen, die hier offenbar vor kurzem noch eine Ratte gegrillt und verspeist hatten. Der Geruch des Feuers hing noch in der Luft. Ich habe nie gewusst, wie reichhaltig das Früchteangebot in diesem Teil des Regenwaldes ist. Ich stellte mir sofort vor, wie es wäre, wenn man im Urwald – auf sich allein gestellt – überleben wollte. Derjenige, der sich auskennt mit der örtlichen Flora, würde keineswegs verhungern. Im Gegenteil: er könnte sich an einen reich gedeckten Tisch setzen: Unter der kundigen Anleitung unseres Reiseführers entdeckten wir wilde Avocadobäume und Bäume mit melonenartigen, wohlschmeckenden Früchten, die ich bisher noch nie gesehen hatte. Daneben sogenannte Sternfruchtbäume, deren Früchte herrlich süßsauer schmecken und die man auch bei uns in Deutschland kaufen kann. Insgesamt haben wir an die 15 Baumarten identifiziert, deren Früchte von Mensch - und Affe gleichermaßen geschätzt werden.

Der Gummibaum, der im 19. Jahrhundert rund um Manaus eine Art wirtschaftlichen Mega-Boom ausgelöst hatte, gehörte zu den Bäumen, denen sich unser Guide, ein Indianer mit ‚Zivilisationserfahrung‘, mit besonderer Aufmerksamkeit widmete; denn der weiße Saft war nicht nur für die Gummiindustrie ein begehrter Rohstoff, sondern kann unter bestimmten Umständen auch als wirksames Medikament beim Verschließen von offenen Wunden genutzt werden.

Nach einem im Urwald verbrachten Vormittag fuhren wir mit den Booten wieder zu unserem ‚Hotel‘ in Boca Manu zurück, um dort das Mittagessen einzunehmen. Mein Coca-Cola Konsum ist weiterhin beträchtlich, da ich mich wegen meiner Magen/Darminfektion bei offenen Säften und anderen Getränken zurückhalten muss. Am frühen Nachmittag stiegen wir wieder in die Boote und fuhren ungefähr eine Meile flussaufwärts, um an einer verschwiegenen Bucht am Rande des Dschungels anzulegen. Nach ein paar Minuten Fußweg durch eine von Schlingpflanzen überwucherte sumpfige Stelle öffnete sich plötzlich das Dickicht und gab den Blick frei auf eine Insel mitten in einem von leuchtend grünen Gräsern gesäumten Biotop, wie es malerischer nicht sein konnte. Erst etwas später erkannten wir, dass zwischen der ‚Isla de los Valles‘ (Insel der Riesenottern) und uns ein Altarm des Rio Madre die verwunschene Insel umfließt wie der Graben eine Wasserburg. Das kristallklare Wasser und die riesigen Galeriebäume jenseits der hohen Grasränder wirkten

auf mich wie afrikanische Wälder am Rande der Savanne. In dieser menschenfernen, paradiesischen Idylle entdeckte ich auf einmal das Dach eines reetgedeckten Hauses aus den Baumwipfeln ragen. Das eigentliche Haus liegt fast vollständig unsichtbar hinter hohen Bambusbüschen und uralten, weit ausladenden Bäumen verborgen.

Sofort ist mir klar, dass genau dieser Ort das ideale Versteck ist für eine der Hauptfiguren in meinem neuen Roman, um von hier aus seine geheimen Drähte und Machenschaften umso wirkungsvoller spielen zu lassen. Dieser Ort ist pure Magie.

Nachmittags gegen 15:30 Uhr ging es wieder in die Boote. Wir fuhren ungefähr 1 ½ Stunden flussaufwärts bis wir zu einer Übernachtungshütte kamen, die von der staatlichen Verwaltung des Manu-Nationalparks für Abenteurer wie uns errichtet wurde. Nachdem wir unser Gepäck ins Innere des Hauses geschafft hatten, machten wir uns auf den Weg zu einem ca. 40 m hohen Aussichtsturm in etwa 4 km Entfernung. Zum ersten Mal sahen und hörten wir Affen in den Baumkronen über uns. Kleine Affenfamilien, die aussahen wie Berberaffen und uns aus sicherer Distanz ‚begafften‘. Die Aussicht von der Plattform des Aussichtsturms bot einen weiten Blick über das majestätische Blätterdach der ‚grünen Hölle‘. Wir blickten auf Baumriesen mit mächtigen Kronen, die aussahen wie überdimensionale Schirmakazien und mit Stammhöhen wie wir sie in Mitteleuropa nicht kennen. Ich dachte, dass ein Außerirdischer, der die Erde vor Jahrtausenden besucht haben könnte, genau dasselbe gesehen haben muss wie wir heute. Der Tunnelblick zurück in eine längst untergegangene Welt beschäftigte mich noch eine ganze Weile.

Danach gab es in der ‚Park-Lodge‘ in Ermangelung von elektrischem Strom ein romantisches ‚Candlelight Dinner‘, - gestört nur von fremdartigen Nachtfaltern und bedrohlich brummenden Käfern. Anschließend nahmen wir unser vorbereitetes Handgepäck an uns und marschierten im Gänsemarsch im Licht unserer Stirnlampen durch den stockfinsteren Urwald zu einer überdachten Tierbeobachtungsplattform, von wo aus man Tapire und andere Waldbewohner beobachten kann. Der Wald war erfüllt von sonderbaren Lauten. Das Zirpen der Grillen bildete dabei sozusagen die Grundmelodie des Waldes, während das rhythmische Pfeifen nachtaktiver Vögel eine ‚Orchesteratmosphäre‘ verbreitete, die nur vom heiseren Krächzen eines unsichtbaren Gastes in den Zweigen über uns gestört wurde. Sein Schrecken verbreitendes ‚Urräh!‘ die ganze Nacht hindurch erinnerte mich an Erzählungen meines Vaters von angreifenden Soldaten der Roten Armee... Dabei verstärkte dieser urweltliche Klang noch den Eindruck, dass wir uns hier Lichtjahre weit entfernt von jeder menschlichen Zivilisation befanden. Da war es wieder, - das Gefühl des Verlorenenseins..., das mich verzauberte und gleichzeitig ängstigte. Wir schliefen alle auf vorbereiteten Matratzen unter Moskitonetzen und lauschten gebannt den seltsamen Geräuschen der Nacht. Ein Tapir oder sogar ein Jaguar wurde allerdings nicht gesichtet. Dafür habe ich in dieser Nacht nur höchstens 3 Stunden geschlafen. Die Schnarchgeräusche Einzelner und andere allzu menschliche Geräusche, die die Stille hin und wieder durchbrachen, ließen mich schwitzend und mit klopfendem Herzen den Beginn des neuen Tages herbeisehnen. In Momenten wie diesen wanderten meine Gedanken

sehnsüchtig zurück zu den Menschen, die ich liebe. Als der Morgen endlich graute, wusste ich mich in Sicherheit.

9. Tag

Heute waren wir ca. 4 Stunden unterwegs auf dem Wasser. An einer breiten, sandigen Bucht legten wir an und luden unser Gepäck auf kleine geländegängige Pick-ups um, die schon auf uns gewartet hatten. Das Wetter meinte es gut mit uns. 33° in der Sonne und eine schöne Wolkenkulisse verstärkten noch die Vorfreude auf ein gutes Hotel mit Waschsalon und den üblichen Annehmlichkeiten. Nach kurvenreicher Fahrt auf einer mit Schlaglöchern übersäten Piste, unterbrochen von zwei nicht ganz ungefährlichen Flussdurchquerungen, kamen wir schließlich gegen 16:20 Uhr in der peruanischen Grenzstadt Maldonado an – und ein fast gleichzeitiger, monumentaler Gewitterguss erinnerte uns daran, dass erstens das Glück ein launischer Geselle ist und dass zweitens die Regenzeit jederzeit einen plötzlichen Umschlag des Wetters mit sich bringen kann.

Die anstrengendsten und zivilisationsfernsten Regionen liegen jetzt hinter uns. In die Befriedigung darüber, den Strapazen immer noch gewachsen zu sein, mischt sich jedoch die glasklare Erkenntnis, dass ich eine solche Reise nicht noch einmal machen werde und möchte. Es ist vor allem mein Alter, das seinen Tribut fordert, aber auch der Wunsch, lieber zusammen mit Edna unterwegs zu sein auf einer Reise mit mehr Komfort und der Vertrautheit des gemeinsamen Blicks auf die Welt. Während ich dies schreibe, habe ich immer noch das Gefühl, schwankenden Schiffsboden unter mir zu haben. Ist das nicht auch im wirklichen Leben so?

10. Tag

Zum ersten Mal gibt es wieder eine Netzverbindung mit zu Hause. Ein Stein fiel mir vom Herzen! Die Vorstellung, wenigstens per SMS mit Edna und Timmy wieder verbunden zu sein, wirkte auf mich förmlich euphorisierend. Ich wusste, dass sich wahrscheinlich vor allem Edna große Sorgen gemacht hat, als sie tagelang nichts mehr von mir hörte und es so wirkte, als seien wir im Dschungel verschollen. Zur Feier des Tages habe ich mich daher nach dem gemeinsamen Abendessen in den nächtlichen Hotelgarten gesetzt und meine einzige Zigarre, die ich mitgenommen hatte, in Gedanken an Hamburg geraucht.

Diesmal konnten wir ausschlafen und die Segnungen eines modernen 3-Sterne-Hotels genießen. Nach einem ausgiebigen und gemütlichen Frühstück führen wir ins Zentrum der Stadt, um uns den berühmten Markt von Maldonado anzusehen. Danach gab es in einem modern, aber etwas sparsam eingerichteten Restaurant ein opulentes Mittagessen.

Vorher hatten wir uns bei der lokalen Polizeibehörde abgemeldet, da wir morgen die Grenze nach Bolivien überqueren würden. Ich war erstaunt, mit welcher Präzision die staatlichen Stellen die Bewegung von 14 Touristen verfolgen und genau im Blick behalten. Mich befiel eine Ahnung von der jahrhundertalten Bevormundung durch die Herrschenden. Diese Länder wurden seit eh und je benutzt und ausgebeutet von den herrschenden Clans und ihren willigen Helfern. Man sieht den in sich gekehrten Gesichtern der einheimischen Bevölkerung das unermessliche Leid an, das sich über Generationen angesammelt hat. Neuerdings spricht man von den ‚Indigenen‘, wenn man ‚die anderen‘ meint. Nichts scheint das ruhige Gewissen derjenigen zu stören, die die Macht in Händen halten. Wenn da nicht die tiefe Trauer in den Gesichtern der Indios wäre, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgeht. Dass die USA, dieses ‚Land der - angeblich - Freien‘, diesem korrupten Treiben von Anbeginn zugesehen haben und diesen Ländern über enge Handelsbeziehungen in einer Art Komplizenschaft verbunden blieben, ist eine untilgbare Schande.

Auf dem Weg zurück vom Restaurant ins Hotel hatte ich ein sehr gutes, langes Gespräch mit Martin B. über Elitenbildung und den Bildungsauftrag in Deutschland. Ich plädierte für den eigenen Weg, abseits von Leuten, die Bildung am liebsten nach den Erfordernissen des Arbeitsmarkts definieren würden. In diesem Zusammenhang empfahl ich Martin, ‚Zeit der Gaben‘ von Patrick Leigh Fermor zu lesen. Das ganze Buch ist eine einzige Hommage an die Werte und Ideale einer klassischen Bildung, die den ganzen Menschen formt. Seine Seele und seinen Charakter genauso wie seine Vernunft. Darüber hinaus waren wir uns einig, dass der Westen in der gegenwärtigen Krise die Quittung für seinen entfesselten Individualismus erhält und dass die Betonung des Kollektivs in der ehemaligen DDR durchaus ein paar wertvolle Lehren für uns alle bereithält. Nur sollte man meiner Meinung nach das Wort ‚Kollektiv‘ durch ‚Team-Work‘ oder ‚partnerschaftliche Zusammenarbeit‘ ersetzen.

Gott sei Dank wartete im Hotel meine gewaschene und gebügelte Wäsche, die ich am Vortag zum Waschen gebracht hatte. Der Geruch der verschwitzten und verschmutzten Klamotten war ziemlich unerträglich geworden. Gegen 16:00 Uhr verließen wir unser Hotel in fünf kleinen motorisierten Dreirädern, ‚Tuck-Tucks‘ genannt, um zu einem Ort etwas außerhalb von Maldonado zu fahren, wo wir einen bekannten Schamanen treffen sollten. Der Mann machte von der ersten Minute an einen selbstbewussten und überzeugenden Eindruck auf mich. Schon der Vater und der Großvater waren in der Gegend bekannte Schamanen gewesen. Die umfassenden Pflanzenkenntnisse können nur generationenweise weitergegeben werden. So etwas lernt man nicht mal so in zwei oder drei Jahren! Zeit wird nach Baumringen gemessen und nicht nach Minuten oder Stunden... Unter einer offenen, aber überdachten Halle mitten im stadtnahen Urwald warteten 16 Feldbetten auf uns, - jedes mit einem Moskitonetz ausgestattet und fein säuberlich nebeneinander gestellt. Dieser Anblick und das spätere Ausprobieren der bequemen Betten verhiessen einen ruhigen und bequemen Schlaf.

Um 21:00 Uhr sollte die Zeremonie beginnen, zu der sich 4 Mitglieder unserer Gruppe freiwillig bereit erklärt hatten. Pro Person kostet eine solche Sitzung mit dem Schamanen 70,- USD. Zwei wichtige Urwaldpflanzen, deren Wirkweise er uns vorher erklärte, werden bei der Zeremonie eine wichtige Rolle spielen: Die eine Pflanze heißt Ayahuasca, ist eine bekannte Heilpflanze und hat Blätter, die an der Unterseite metallisch glänzen, die andere Pflanze heißt Achakruna. Mithilfe ihrer halluzinogenen Wirkstoffe sollen ‚Patienten‘ damit in der Lage sein, eine Zeitreise in die Vergangenheit zu unternehmen, um unbewältigte Konflikte und Stresssituationen aus der frühen Kindheit aufzuspüren und zu heilen. Natürlich in einer Art Trance-Zustand, in den einen der Schamane vorher versetzt hat. Ungefähr gegen 01:00 Uhr nachts soll die Zeremonie beendet sein. Danach werden die Probanden nach den Worten des Schamanen in einen langen und tiefen Heilschlaf fallen, um sich zu entspannen. Vor allem aber wohl, um ihren Rausch auszuschlafen.

Bevor uns die vier Freiwilligen verlassen, um sich mit dem Schamanen in einen mit christlichen Symbolen und allerlei Firlefanz geschmückten Raum zurück zu ziehen, - genauso stelle ich mir die Wirkungsstätte eines Voodoo-Priesters vor, - ‚zelebrieren‘ wir vorher gemeinsam ein köstlich schmeckendes Abendessen, das unsere zwei Köche auf den Tisch gezaubert haben.

Als wir heute Nachmittag mit dem Schamanen unterwegs waren, stießen wir bei unserer Pflanzensuche auch auf einen Kakaobaum. Unser Tour-Guide hackte eine der ovalen, riffeligen Früchte mit der Machete auf und ich kostete zusammen mit anderen die etwa kirschgroßen glitschigen Kerne/Bohnen. Nur mit großer Phantasie schmeckte der Inhalt nach Kakao. Eher nach überreifen Aprikosen.

Seit ein paar Tagen steht mir das Handlungsgerüst meines neuen Romans deutlich vor Augen. Auf verborgenen Pfaden werden – so scheint es – die Erlebnisse dieser Reise in der Geschichte, die ich erzählen will, wieder auftauchen.

11. Tag

In den frühen Morgenstunden wachte ich vom Rauschen des Regens auf. Jeder Tropenregen beginnt mit einem Crescendo, bis er die volle Lautstärke erreicht hat. Mir kam das Wort vom ‚Regenchoral‘ in den Sinn. Nach einem eher frugalen Frühstück wurden die ‚Tuck-Tucks‘ gerufen, die die Reisegruppe mitsamt Gepäck zum Puerto Maldonado transportieren sollten. Im Hafen, dicht nebeneinander vertäut, lagen mindestens 10 Boote. Das heutige Tagesziel war ein kleines Dorf in Bolivien.

An der Grenze zu Bolivien mussten wir die Pässe vorlegen, begleitet von den vollkommen desinteressierten, ja, abfälligen Blicken obskurer Uniformierter. Eigenartigerweise musste ich in diesem Moment an den Dschungelkampf denken, der mit Sicherheit zu den mörderischsten und härtesten Kämpfen zählt, die es gibt. Vor allem dann, wenn man gegen Waldbewohner kämpfen muss wie einst die Römer gegen die Waldbewohner Germaniens.

Das bolivianische Dorf Santa Rosa war schon auf den ersten Blick ein Symbol für die gescheiterte staatliche Ordnung. Eigentlich müsste man die ungeordnete Ansammlung bunter, aber verrotteter Hütten als Müllhalde bezeichnen. Ein Land, in dem die Grenzbeamten erwarten, dass sie ‚over-the-counter‘ mit ein paar fetten Geldscheinen geschmiert werden, hat seine Legitimität ohnehin verspielt.

Die einzige Kneipe im Ort wurde kurzerhand zur nächtlichen Stätte unseres Wirkens umfunktioniert: Erst Abendessen, dann teutonisches Biergelage und schließlich spanische Folklore auf der Gitarre, während in den angrenzenden Zierbäumen eine unbekannte Froschart ihr ohrenbetäubendes Konzert gab. Für unsere Verhältnisse sehr spät machten wir uns im Scheinwerferlicht unserer Stirnlampen auf zu unseren Schlafplätzen in einer Turnhalle. Ich schlief sofort ein.

12. Tag

Unser heutiges Tagesziel hieß Chivet, der vorletzte Ort und Stop vor der brasilianischen Grenze. Unterwegs besuchten wir eine Paranusplantage. Nach einem längeren Marsch in Gummistiefeln durch den sumpfigen Dschungel erreichten wir endlich einen ungefähr 300 Jahre alten Paranusbaum. Ich schätzte den Stammdurchmesser auf ca. 6 Meter. Danach marschierten wir den gleichen Weg wieder zurück in das Dorf der indianischen Paranusplücker, versorgten uns in einem kleinen Laden mit Getränken und bestiegen danach die Boote. Im Gegensatz zu gestern schien heute die Sonne. Den ganzen Vortag über hatten uns kurze, aber heftige wolkenbruchartige Regengüsse begleitet. In den Galeriewäldern zu beiden Seiten des Flusses hingen vereinzelt noch die dünnen Fetzen der Regenwolken. Im Gegensatz dazu hatte heute die Sonne das Regiment übernommen und das ganze Erdenrund mit ihrem Licht und ihrer Wärme geflutet. Der Rio Madre de Dios hatte sich auf dieser Höhe eine braune Farbe zugelegt, während er gestern, - auf der peruanischen Seite, - noch genauso grau ausgesehen hatte wie die Farbe des Himmels. Inzwischen hat der Fluss auch seinen Charakter geändert: Aus einem rasch dahin fließenden Strom ist ein noch breiterer, aber gemächlicher ‚Geselle‘ geworden. Es fällt auf, dass auf der bolivianischen Seite die private Goldwäsche erlaubt ist. Im Gegensatz zu Peru. An den Ufern sahen wir zahlreiche schwimmende Goldwaschanlagen. Teils primitiv gebaut, teils schon mit Hightech ausgestattet. Eine dieser schwimmenden Goldwaschanlagen besuchten wir kurz. Man hatte das Gefühl, dass die Besatzung eher unwillig auf uns reagierte. In ihren Augen waren wir vermutlich nichts anderes als lästige Störenfriede bei der Ausbeute des Flussgoldes.

Dafür sahen wir wenig später die ersten schwarzen Kaimane im dichten Ufergras reglos in der Sonne dösen. Unser Reiseführer griff sich einen der noch jungen Kaimane und zeigte ihn mit zugehaltenem Maul stolz herum. Die für die Wälder am Amazonas so typischen Baumriesen mit der kalkfarbenen Rinde nennt man ‚Saiba‘-Bäume. Sie sind sehr hoch, – 40 bis 50 Meter, - und haben eine ähnlich ausladende Blätterkrone wie Schirmakazien. Etwas schlanker und nicht ganz so hoch wie der ‚Saiba‘-Baum sind die ‚Setico‘-Bäume, die fast immer eine gemeinsame Kulisse bilden.

Nachdem wir durch zwei länger anhaltende Regengüsse fahren mussten, sackte die Stimmung kontinuierlich auf den Nullpunkt. Doch in Chivet empfing uns ein strahlend blauer Himmel mit seinen typischen Schönwetterwolken. Leider musste sich unser Reiseleiter um neue Schlafplätze kümmern, weil die alten und vorher reservierten ohne Vorankündigung nicht mehr zur Verfügung standen. Schließlich ‚bezogen‘ wir ein noch nicht ganz fertig gestelltes ‚Hotel‘ in der Nähe des Hafens. Die Szene ähnelte einer Pionierstation im 19. Jahrhundert mitten im Dschungel. Jede Menge zwielichtiger Gestalten lungerten herum auf der Suche nach einer lukrativen Arbeit oder wenigstens einem halblegalen oder auch illegalen Job. Überall, wohin wir gingen, gab es diesen rötlichbraunen Lehmboden, der wie Klebstoff an den Schuhsohlen haftet und das Reisegepäck verschmutzt, sobald man es absetzt.

Ich schlief in einem Einzelzimmer – das Klo und die Dusche befanden sich in einem ca. 80 Meter entfernten Nachbarhaus, das aber eher nach einem Rohbau aussah. Nachts musste ich zweimal raus, um zu pinkeln. Den Weg zum völlig ‚verkackten‘ Klo habe ich mir allerdings geschenkt und stattdessen auf das sich noch im Rohbau befindliche Vordach gepinkelt. Zum Glück bemerkte mich niemand.

Nach einer kurzen, aber gut verbrachten Nacht nahmen wir um 06:30 Uhr das Frühstück auf einem unserer 2 Boote ein. Heute war der Tag, an dem wir uns von den Schiffsführern und den übrigen zwei Besatzungsmitgliedern verabschiedeten. Von jetzt ab setzten wir unsere Reise in geländegängigen Autos fort.

13. Tag

Wir verabschiedeten unsere indianischen Schiffsführer mit einer kleinen Feier, nicht ohne sie mit einem fürstlichen Trinkgeld zu entlohnen. Eine unserer Reiseteilnehmerinnen hatte ein Auge auf den Schiffsführer ‚Lider‘ geworfen, – und umgekehrt, – so dass der Abschied nicht ganz ohne Tränen vonstatten ging. Danach verluden wir unser Gepäck auf zwei PS-starke Toyota-Pick-ups und ‚jagten‘ schon bald mit einer Geschwindigkeit von zwischen 60 km/h und 110 km/h durch den Urwald. Die ockerfarbene ‚Transamazonica‘ war eine ca. 6 Meter breite Piste voller Schlammlöcher und brettharter Teilstücke, die schnurgerade durch den Dschungel führte. Es begann ein wunderbarer strahlender Morgen mit Wolken, die mich an bayerische Föhnwolken erinnerten.

Die Regenperioden während des gestrigen Tages waren schnell vergessen. Stattdessen brausten wir jetzt mit ‚100 Sachen‘, ich auf der Ladefläche stehend, durch den vom Regenwasser überfluteten Urwald. Durch den aufgewirbelten rötlichen Staub wurden meine Haare mit der Zeit ‚blond‘; außerdem presste der Fahrtwind die Haare derart fest an die Kopfhaut, dass es aussah als hätte ich mir Gel in die Haare geschmiert. Einige der Mitreisenden meinten, ich sähe aus wie ein Rockstar... Ich bekam fast einen Lachkrampf, als ich später die Fotos sah.

Die 230 km nach Riberalta schafften wir in knapp 4 ½ Stunden. Als wir an unserem Zielort ankamen, fuhren wir sofort zu unserem Hotel, einem ehemaligen Palais eines reichen ‚Gummi-Barons‘. Ich war nach den Erfahrungen der letzten Tage geradezu entzückt von dem Charme dieses Gebäudes im alten Kolonialstil. Nachdem wir eing_checked hatten, mussten wir eine ganze Weile bei tropischer Hitze zu Fuß gehen, um ein bestimmtes Spezialitäten-Restaurant zu finden. Dafür entschädigte mich das Gericht, ‚Pescadero à la Plancha‘, für alle Mühen. Nach dem Essen schlenderten wir durch die Straßen, über den Markt und am Flussufer entlang, wo wir ein deutsches Kriegsschiff besichtigten, das im Andenkrieg zwischen Peru und Bolivien eine entscheidende Rolle gespielt haben soll. Man nannte es wegen seiner militärischen Verdienste seitdem den ‚Condor de los Andes‘, den Kondor der Anden. Eine unerwartete Begegnung mit der Schiffsbaukunst ‚made in Germany‘ am Beginn des 20. Jahrhunderts.

Das ordnungsgemäße Registrieren und Stempeln der Pässe mit den nötigen Ausreisedokumenten für die morgige Einreise nach Brasilien erledigte eine Dame der Ein- und Auswanderungsbehörde nachmittags im Garten des Hotels. Und das, obwohl heute Sonntag war... Dies zeigte mir, dass die oft unüberlegt dahingesagten Bemerkungen über die systemimmanente Ineffizienz des Staates reine Vorurteile sind. Kann sich irgendjemand vorstellen, ein deutscher Beamter der gleichen Behörde ließe sich aus dem Wochenende trommeln?? Nach der ‚Pass-Zeremonie‘ ging ich auf mein Zimmer, legte mich aufs Bett und schlief sofort ein. Erst durch die Stimme von Juan, unserem Reiseleiter, wurde ich wieder wach. Inzwischen war es fast dunkel geworden. Noch vom Schlaf etwas benommen, machte ich mich mit den anderen auf den Weg zu einem nahegelegenen Bistro. Wir wollten eigentlich nur einen Espresso

trinken. Heraus kam jedoch ein erneutes Gelage mit reichlich Alkohol. Vor allem die Caipirinhas schmeckten umwerfend. Im wahrsten Sinnes des Wortes. Leicht angeschlagen verließ ich die feuchtfrohliche Runde gegen 23:15 Uhr, um morgen einigermaßen fit zu sein. Brasilien und mindestens zwei Flussüberquerungen warteten auf uns... Leider hatte ich in Riberalta, immerhin eine 100.000-Einwohner-Stadt, keinen Empfang für mein Handy. Ich erinnere mich an das Gefühl der Erleichterung, das ich empfand, als mir bewusst wurde, dass Manaus und damit der Flug zurück nach Deutschland nicht mehr fern sind. Ich gestand mir in diesen Minuten ein, dass ich die Menschen, die mir am nächsten sind, vermisse.

14. Tag

Mit zwei Autos fuhren wir zu einer Fähre, die uns über den Rio Madeira bringen sollte. Auf der anderen Seite des Flusses wartete Brasilien. Der Baustoff Beton schien in dieser Weltgegend immer noch den Ruf ‚modern‘ und ‚haltbar‘ zu haben. Die noch im Bau befindliche Brücke über den Rio Madeira bestand fast ausschließlich aus Fertigbauelementen, die aber – von der Fähre aus erkennbar – nicht passgenau zusammengefügt waren. Ein etwas trostloses und peinliches Bild der Technik in einem Land, das sich anschickt, den etablierten Ländern der 1. Welt das Fürchten zu lehren. Die wie eine Art Mantra immer wieder vorgetragene Rhetorik von Wachstum und Modernität entpuppte sich in diesem Augenblick als hohle Phrase.

Auf brasilianischem Boden angekommen, mussten wir als erstes zur Bundespolizei, um uns die erforderlichen Einreisepapiere zu besorgen, die jeder, der das Land später wieder verlassen möchte, unbedingt vorzulegen hat. Es war bereits früher Nachmittag, als wir endlich mit 4 Fahrzeugen in die nur 130 km entfernte Stadt Porto Velho aufbrachen.

Die Straße wäre in Deutschland vollständig gesperrt worden, so viele Schlaglöcher und weggerissene Asphaltstücke machten sie zu einer kaum passierbaren Piste. Aber nicht so in dieser Weltregion, wo die Menschen täglich mit plötzlich auftretenden Widrigkeiten fertig werden müssen. Zusammen mit einem Ehepaar aus Sachsen hatte ich mich offenbar zufällig für den Fahrer entschieden, der sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, die ‚Rallye Amazonica‘ zu gewinnen. Jedenfalls setzte er sich mit einem Tempo von 90 km/h oder mehr gleich an die Spitze der Wagenkolonne und demonstrierte den anderen Fahrerkollegen von Anfang an seine fahrerische Überlegenheit.

Die Piste hatte wieder die gleiche rötlichbraune Farbe wie überall in der Amazonas-Region. Mit gewagten Kurven- und abrupten Bremsmanövern verstand es unser Fahrer hervorragend, den Wagen samt Insassen unbeschadet über diese ‚Piste des Grauens‘ zu fahren. Die letzten Reisemitglieder trafen erst 40 Minuten nach uns ein, während wir uns an einem Kiosk bereits mit Coca-Kola erfrischt hatten und uns sonnten. Links und rechts der ‚Katastrophen-Piste‘ stand fast das ganze Land unter Wasser. Die Regenzeit hat natürlich sämtliche Zuflüsse des Amazonas anschwellen lassen, die die Uferregionen und weite Landstriche dahinter überfluteten und dabei undurchdringliche Sümpfe geschaffen hatten. Was mir unterwegs auffiel, war die Tatsache, wie stark das Land von Brandrodungen für die Landwirtschaft geprägt ist. Hellhäutige, an Zebus erinnernde Rinder standen mancherorts knietief im kräftigen Gras und schienen sich ausgesprochen wohl zu fühlen. Hacienda reihte sich an Hacienda – auch die kleinste von ihnen besaß noch ein imposantes Tor aus Holz mit dem weithin sichtbaren Namen.

Zum Glück und zu unserer Überraschung endete die halsbrecherische Piste nach ca. 80 km und ging in eine gut ausgebaute und befestigte Straße über. Nach weiteren 1 ½ Stunden hatten wir unser Ziel endlich erreicht. Und es gab endlich auch wieder eine Netzverbindung für mein Handy, so dass ich Timmy schnell eine SMS schicken konnte. Außerdem entsprach das Hotel

‚Regina‘ zur Abwechslung mal wieder unseren europäischen Standards. Zum ersten Mal nach langer Zeit kam auch wieder ein kräftiger Strahl aus dem Duschkopf. Ich beschloss ein paar Sachen von mir zu waschen und die Klimaanlage laufen zu lassen. Sonst wären die Kleidungsstücke bis zum nächsten Morgen nie und nimmer getrocknet.

Abends besuchten wir ein gemütliches ‚Open-Air‘ -Restaurant. Jeder von uns befand sich in Feierlaune ohne jedoch zu wissen, was es zu feiern gab. Die Stimmung war ausgelassen und die Drinks flossen in Strömen. Ich fand die Caipirinhas waren sensationell, aber dafür hielt sich das Essen sehr in Grenzen. Ich aß fast nichts, auch, weil ich noch von einem reichhaltigen Fischgericht am Mittag satt war. Drei sportlich gemixte Caipirinhas sorgten an diesem Abend für die ausreichende Bettschwere.

15. Tag

Diesmal konnten wir ausschlafen. Das war nach dem feuchtfröhlichen Gelage am Abend vorher auch dringend notwendig. Erst kurz nach 09:00 Uhr beluden wir die zwei auf uns wartenden Fahrzeuge. Nach einer weiteren halben Stunde war die Gruppe abreisefertig. Zunächst ging die Strecke zu einer brasilianischen Kleinstadt am Ufer des Rio Madeira. Danach überquerten wir den Fluss auf einer riesigen, auch schwere Lastwagen aufnehmenden Fähre. Irgendjemand hatte behauptet, dass man auf der Überfahrt vielleicht Flussdelphine sehen könne, die einzigen Süßwasser-Delphine der Welt, die es nur im Amazonasgebiet gibt. Aber ich sollte diesen seltenen Tieren erst kurz vor Ende der Reise begegnen.

Auf der anderen Flussseite setzten wir die Fahrt ungefähr 200 km weit fort. Die ganze Zeit fuhren wir auf einer gut befestigten Asphaltstraße, den Bundesstraßen in Deutschland vergleichbar. Als wir am späteren Nachmittag unser Ziel endlich erreichten, fuhren wir sofort an die Anlegestelle für die typischen, dreigeschossigen Amazonasschiffe. Die Abfahrt war, wie wir wenig später erfuhren, mal eben um 1 Stunde verschoben worden. Der Kapitän schlief noch in seiner Koje und durfte nicht gestört werden. Statt 17:00 Uhr wurde die Abfahrt also kurzerhand auf 18:00 Uhr verschoben. Der Anblick des Dampfers, der für die nächsten drei Tage unser Zuhause sein würde, ließ unsere Herzen höher schlagen. Sich Manaus, dem letzten Ziel unserer Reise, mit solch einem Schiff zu nähern, kam mir wie ein Privileg vor. Ich musste natürlich sofort an den Film ‚Fitzcarraldo‘ denken und an Klaus Kinski, wie er, umgeben von den Klängen der Arie ‚A te, o cara‘ von Vincenzo Bellini auf dem Dach eines alten Amazonas-Dampfers steht und mit einer besenstieldicken Zigarre im Mundwinkel an der Kulisse von Iquitos vorbeizieht. Aber die Vorfreude währte nicht lange: Die Reiseleitung hatte entschieden, einen anderen Dampfer zu buchen, der für die Fahrt nach Manaus nur zwei Nächte und einen halben Tag braucht, um auf diese Weise mit einem genügend großen Zeitvorsprung in Manaus einzutreffen.

16. Tag

Die Nacht in Hängematten auf dem Zwischendeck war bei weitem nicht so romantisch wie es den Anschein hatte. Am frühen Morgen, - so gegen 03:00 Uhr, - wurde es zudem empfindlich kühl, so dass ich aufstehen musste, um mir meine Fliesjacke aus dem Gepäckraum zu holen. Dabei hatte ich einige Schwierigkeiten, mich an den dicht an dicht, übereinander und nebeneinander befestigten und ‚bewohnten‘ Hängematten vorbei zu schlängeln.

Nach einem mehr als bescheidenen Frühstück wurde uns mitgeteilt, dass der vermeintlich schnelle Flussdampfer, den wir in der Stadt Manicuré besteigen wollten, leider nicht einsatzfähig sei. Irgendein Maschinenschaden hatte ihn festgehalten. Um rechtzeitig in Manaus anzukommen, hatte die Reiseleitung beschlossen, ein anderes Schiff zu nehmen, das allerdings erst am nächsten Tag um 10:00 Uhr starten würde. Mit diesem Schiff wollten wir etwa 140 km flussabwärts fahren bis zur Stadt Rosario, wo Autos auf uns warten würden, mit denen wir dann noch einmal 3 - 4 Stunden unterwegs sein würden, um Manaus zu erreichen. Auf diese Weise sollte sichergestellt werden, dass wir am 1. März unser Reiseziel Manaus auf jeden Fall rechtzeitig erreichen würden. Für den Rückflug nach Deutschland am 2. März stünde dann immer noch genügend Zeit zur Verfügung.

Wir standen an der Reling und blickten auf den breiten Rio Madeira, der viel sperriges Treibgut wie umgestürzte Bäume und aus dem Wasser ragende armdicke Äste mit sich führte. Der Tag begann extrem heiß und schwül. Als unser Dampfer im Hafen von Manicuré anlegte, - genau neben dem Schiff, mit dem wir die Reise fortsetzen wollten, luden wir zuerst das gesamte Gepäck auf das andere Schiff um. Dann kletterte jeder von uns über die Reling auf das Nachbarschiff und da noch keine Reisenden außer uns an Bord waren, konnten wir uns die besten Hängemattenplätze aussuchen.

Nach dem Mittagessen in Manicuré fuhren wir mit zwei rasch angeheuerten Taxis zu einem nahegelegenen See etwas außerhalb der Stadt, um dort zu baden. Dass der See nicht weit entfernt von der städtischen Müllkippe lag, nahmen wir nur beiläufig zur Kenntnis. Zu meinem größten Erstaunen trafen wir am Badesee den örtlichen Polizeichef und seinen Assistenten, die dort wohl gerade Siesta hielten. Praktischerweise war der Assistent gleichzeitig der Schwiegersohn des Polizeichefs. Der kam auf uns zu und verkündete, dass er den ‚Schriftsteller‘ in der Reisegruppe gerne kennen lernen wolle. Sollte das ein Witz sein? Woher wusste er, dass sich unter den Reisenden ein Schriftsteller befand? Die unfassbare Antwort auf dieses Rätsel ließ mich kurz erschauern. Während wir als zahlenmäßig kleine, völlig unbedeutende Reisegruppe ahnungslos jeden Tag die Schönheiten des Landes erkundet hatten, waren wir dem unsichtbaren Auge des Gesetzes keine Sekunde lang entgangen. Woher, wenn nicht aus den formellen Reiseanträgen und den hinterlegten Reiserouten konnte der Polizeichef derart gut informiert sein? Zum ersten Mal während der gesamten Reise überkam mich eine Ahnung vom Ausmaß südamerikanischer Polizeimacht.

Der Chef der örtlichen Polizei war ein stämmiger, extrem dunkelhäutiger Mann mit einer geradezu entwaffnenden Herzlichkeit. Er umarmte mich und hob mich gleichzeitig einen halben Meter aus dem Wasser, obwohl ich bestimmt zwei Köpfe größer war als er. Und er bestand darauf, ihm meine Emailadresse zu geben und alle Einzelheiten, wie und wo man meine Bücher online kaufen könne. Sein Schwiegersohn sprach leidlich deutsch, so dass die deutsche Ausgabe der Bücher kein Hindernis zu sein schien. Ich war fasziniert von diesem durchtrainierten, am ganzen Körper behaarten Mann, der mit seiner Charmeoffensive ausnahmslos alle für sich einnahm. Aber ich glaubte noch etwas anderes in seinem dunkel gebräunten Gesicht zu entdecken: Die zwiespältige Existenz eines Mannes, der neben seiner überwältigenden Bonhomie auch gnadenlos grausam mit denjenigen umgehen kann, die sich seinen Anordnungen widersetzen oder sich ihm anderweitig in den Weg stellen. Mir war als blickte ich in das abgründige Antlitz Südamerikas.

In diesem Mann begegnete mir beides: Übersäumende Herzlichkeit und ein Herz aus Finsternis. Beides an einem Ort, zur gleichen Zeit. In meinem neuen Roman hat dieser Charakter bereits seinen festen Platz...

Abends setzte wieder ein heftiger Tropenregen ein. Wir saßen gerade unter der Zeltplane eines mobilen Schnellimbiss, der köstlich schmeckende Fischgerichte verkaufte. Wieder auf dem Schiff, verkrochen sich die meisten von uns gegen 21:30 Uhr in ihre Hängematten und hofften auf eine mückenarme Nacht.

17. Tag

Nach dem morgendlichen Zähneputzen im braunen Wasser des Rio Madeira wurde ich auf das Schluchzen und die Wehklagen einer Frau aufmerksam. Als ich mich der Stelle näherte, von wo die herzerreißenden Geräusche kamen, sah ich drei einheimische Frauen, – vielleicht Schwestern? – von denen eine von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Erst in diesem Augenblick fiel mein Blick auf einen bunt geschmückten Sarg, der neben der jungen Frau stand. Wahrscheinlich war die Mutter gestorben und eins der Mädchen übernahm das Wehklagen, während die anderen sie zu trösten versuchten. Wenig später wurde der Sarg auf eine Barkasse geladen, die neben unserem Schiff festgemacht hatte und ein paar Minuten später war die Trauergemeinde unseren Blicken entschwunden auf dem Weg zum gegenüberliegenden Ufer. Kurz danach legten wir ebenfalls ab und fuhren den Fluss abwärts Richtung Manaus. Dichte Urwälder säumten die Flussufer. Stunden später, als die Nacht hereinbrach, – in diesen Breitengraden unvermittelt und übergangslos, – kletterten wir aufs Oberdeck und feierten mit brasilianischem Bier das bis jetzt jedenfalls gute Ende der Reise. Ein plötzlicher Tropenregen scheuchte eine Vielzahl von riesigen Käfern, Zikaden und Schmetterlingen auf, die sich auf uns stürzten, um sich vor den herabstürzenden Wassermassen zu retten. Eine Zikade, die aussah wie ein außerirdisches Monsterwesen, krallte sich so stark auf meinem Poloshirt fest, dass ich die scharfen Widerhaken an den Beinen durch das Hemd hindurch fühlen konnte. Mich packte ein fast panischer Ekel. À propos Ekel: Die sanitären bzw. hygienischen Zustände an Bord sind mal wieder jenseits jeder Vorstellungskraft. Man muss leider sagen, dass diese Attribute Kennzeichen der 3. Welt sind, obwohl Brasilien bekanntlich zu den aufstrebenden BRIC-Staaten gehört.

Wegen der vielen zugestiegenen Passagiere war die Nacht alles andere als angenehm. Außerdem musste ich dreimal aufstehen, um aufs Klo zu gehen; vorbei an unzähligen kreuz und quer befestigten Hängematten. Zu allem Überfluss legte der Dampfer gegen 03:15 Uhr an einem Anleger an, der von einem Boot mit unverschämte laut knatterndem Außenbordmotor ‚bevölkert‘ war. Die Einheimischen nennen solche Flussboote ‚Peke-Peke‘. Vor allem aus Thailand kennt man diese schnellen Zubringer- und Transportboote, die jetzt langsam auch die Flüsse Amazoniens erobern. Unser Schiff musste an der Anlegestelle eine umfangreiche Fracht löschen. Daher fuhren wir erst gegen 10:00 Uhr weiter. Im Hafen von Rosario gingen wir endgültig von Bord, um mit Taxis weiterzufahren. Die Fahrzeuge erwarteten uns bereits, als das Schiff im Hafen von Rosario anlegte. Rasch luden wir das Gepäck um und schon nach einer Viertelstunde erreichten wir die gewünschte Fähre. Auf der gegenüber liegenden Seite holte uns ein Kleinbus ab. Auf asphaltierter Straße ging es weiter Richtung Manaus. Kurz vor dem Ziel mussten wir noch einmal in eine kleinere Fähre umsteigen, um am berühmten Zusammenfluss von Rio Negro und Amazonas (‚Encontro das Aguas‘) die auf der anderen Uferseite liegende Großstadt Manaus zu erreichen. Die Breite beider Ströme ließ mich eher an eine Meeresmündung denken als an Flüsse. Da, wo beide Ströme zusammentreffen, bleibt die braune und schwarze Färbung des Wassers noch einige Flusskilometer erhalten. Erst dann vermischen sich tatsächlich beide Flüsse. Kurz vor Ankunft auf der anderen Uferseite, – die Stadt Manaus sah man

anhand ihrer Silhouette schon von weitem, - begann noch einmal ein Tropenregen mit einer Wasserfülle und einer Ausdauer, als sollte die ganze Welt im Wasser ertrinken. In Manaus rauschten Regenwasserkaskaden die engen Straßen zum Hafen hinunter, so dass schon bald Fontänen aus den übergelaufenen Gullys schossen. Zum Glück saßen wir, auf vier Taxis verteilt, im Trockenen. Das Hotel, zu dem wir gefahren wurden, erschien mir wie ein Wunder der Zivilisation, ein magischer Ort, der sämtliche Strapazen der Reise in einer Sekunde vergessen ließ.

18. Tag

Heute Nachmittag werde ich den Flieger nach Sao Paulo besteigen und danach umsteigen und nach Frankfurt zurückfliegen. Tja, und jetzt sitze ich frisch geduscht und mit sauberen Klamotten auf meinem Hotelbett und frage mich, was bleibt? Was bedeutet mir diese Reise, die hier zu Ende geht? Darüber muss ich noch mal eine Nacht schlafen, glaube ich. Auf jeden Fall war diese Reise eine Prüfung für mich. Welche Schlüsse ich daraus ziehe, wird sich zeigen. Anders als erwartet, ist der Urwald für mich nicht das Gegenstück zur Wüste. Die Wüste hat meine Seele berührt, in ihr kann man dem Numinosen begegnen. Der Urwald ist dafür einfach zu unaufgeräumt. Von jetzt an werde ich mit dem Blick zurück erzählen, wenn mich jemand nach meinen Erlebnissen fragt. Der damit verbundene Abstand ist ganz in meinem Sinne.